



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich Spielhagen und sein Ich-Roman.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mäßige Kosten machen, gezwungen werden, der neuen Einrichtung zu Liebe ihre Tertia zu theilen, auch wenn sonst kein Bedürfniß dazu vorhanden ist?

Mehr und mehr nimmt die Zahl der Lehrer ab, welche die Berechtigung haben, neben dem altsprachigen Unterricht auch Mathematik und Französisch zu unterrichten. Man mag dies bedauern, es ist aber nicht zu ändern. Nun ist an jedem Gymnasium Sorge getragen, daß für die einzelnen Lehrgegenstände die entsprechenden Lehrkräfte vorhanden sind. Eine Vermehrung der mathematischen und französischen Stunden würde auch eine Verschiebung in den Lehrkräften zur Folge haben, sodaß für diese Disciplinen die Lehrer mangeln, während sie für die alten Sprachen überschüssig sein würden. Auch dies ist eine Schwierigkeit, die in der Praxis sich um so fühlbarer machen würde, weil der Unterricht in demselben Gegenstande in einer Klasse nicht unter mehrere Lehrer getheilt werden kann.

Gewiß gilt auch auf dem Gebiete des Schulwesens der Satz, daß Stillstand Rückschritt ist, und die Behörden haben immer zu prüfen, ob die bestehenden Einrichtungen den veränderten Anforderungen der Zeit entsprechen. Aber auf keinem Gebiete ist auch Experimentiren gefährlicher als auf dem der Schule.

B.

O. H.



Friedrich Spielhagen und sein Ich-Roman.



chon wer die „Problematischen Naturen“ von Friedrich Spielhagen mit Aufmerksamkeit las und sie dabei doch zu Ende brachte, mußte sich sagen: Dieser Schriftsteller will das Gute, er ist dichterisch veranlagt, er hat sogar eine gewisse Empfänglichkeit für das Schöne, obwohl sein Empfinden nicht rein ist, aber — er ist kein scharfer Denker. Die Conflicte des Lebens lösen sich ihm nicht in Harmonie auf, sondern sie verwirren ihn. Er will Helden darstellen, welche räthselhafter Natur sind, und er giebt Leute, welche der geistigen Durchbildung ermangeln. Er möchte jenen scheinbaren innern Zwiespalt beleuchten, welcher zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit besteht, und — dieser Zwiespalt besteht für ihn selber. Er ist, bei Lichte besehen, der Meinung, Gott-Vater hätte da eine Welt geschaffen, in welcher er sich selber nicht mehr recht „auskennte,“ und man wird in den Krisen des Romans an Mephisto's Wort erinnert:

Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Stellt er sich gleich das Ende vor.

Dieselbe Wahrnehmung machte man in den spätern Romanen Spielhagens, wo er, durch den Erfolg bei der Menge kühn gemacht, freilich mehr und mehr aufhörte zu zweifeln und sich zu wundern und dafür anfang, den eignen Gedanken-schleim für den Nährbrei der Welt zu halten, aber doch nicht imstande war, sich zu einer einheitlichen Weltanschauung hindurchzuringen. Dies trat besonders in dem Roman „In Reih' und Glied“ hervor, wo er es wagte, einen Mann zu schildern, der von ihm schon aus dem einfachen Grunde nicht erfaßt werden konnte, weil er an geistiger Bedeutung über dem Darsteller stand, und wo er Verhältnisse und Zustände der wirthschaftlichen Entwicklung anschaulich machen wollte, welche jenseits seines Horizontes lagen.

Man konnte aus diesem Roman wieder rückwärts schließen: Wenn Spielhagen nicht einmal die Zustände des realen Lebens seines eignen Volkes in einer logischen Weise, sei es selbst in falscher Richtung, aufzufassen imstande ist, wie will er dann an die höchsten Probleme auf jener Grenze sich wagen, wo die Realität des Menschenlebens überhaupt sich mit dem Gebiete göttlicher Vorsehung berührt? Und so wurde man mit Bedauern bei dieser vielfach lebenswürdigen Dichternatur an die harten Worte Schopenhauers erinnert: „Da wird nach homöopathischer Methode das schwache Minimum eines Gedankens mit 50 Seiten Wortschwall diluirt, und nun, mit grenzenlosem Zutrauen zur wahrhaft deutschen Geduld des Lesers, ganz gelassen, Seite nach Seite, so fortgeträtscht. Vergeblich hofft der zu dieser Lectüre verurtheilte Kopf auf eigentliche, solide und substantielle Gedanken, schmachtet, ja, er schmachtet nach irgend einem Gedanken, wie der Reisende in der arabischen Wüste nach Wasser — und muß verschmachten.“ Schopenhauer spricht hier allerdings vom Philosophen, aber soll nicht auch der Dichter so ein bißchen Philosoph sein? Soll nicht auch im Roman wenigstens so ein bißchen zu denken gegeben werden? Wir meinen, er sollte die Eigenschaften des Philosophen erst recht besitzen, da er die Bilder des Lebens doch wohl nicht bloß photographiren soll. Und Spielhagen will auch denken. Wir erinnern uns neben andern seiner Denkanläufe einer Stelle aus den „Problematischen,“ wo die beiden Helden den alten bekannten Satz über die Verachtung erwägen: Verachte die Welt &c. Genannte Helden stolpern über das „Verachte dich selbst“ und fallen beim „Verachte, daß du verachtet wirst“ völlig zu Boden. Ja, wenn hier des Dichters Philosophie schon scheitert, dann hat er eben die allereinfachsten und ersten Geisteszüge großer Männer nie bemerkt.

Nun fiel uns dieser Tage ein Aufsatz über den Ich-Roman von Spielhagen, in den Westermannschen Monatsheften, ins Auge, und wir konnten uns bei der Lectüre des Lächelns nicht erwehren. Was zunächst die Einleitung und die Fundamentalsätze der Auseinandersetzung betrifft — geschrieben in jenem modern gewordenen Stil, der auch Auerbach und neuerdings Gustav Freytag anhaftet und bedenklich an den der *Précieuses ridicules* gemahnt — so mußten

wir dabei an eine Scherzaufgabe aus der Schulzeit denken: Was ist der Unterschied zwischen Karl dem Großen und der Apfelhölke Meyer? Es war für gute Köpfe ganz unmöglich, es zu rathen, weil das völlig Abgeschmackte ihnen zu fern lag. Die Antwort war nämlich die: Karl der Große war ein Mann, die Apfelhölke Meyer aber eine Frau.

Nur eine Bemerkung heben wir aus dieser Einleitung hervor: „Müssen doch durch dies Ineinanderfließen oder durch diese approximative Congruenz des Dichters und des Helden tiefste, instructivste Blicke in die Dichterseele ermöglicht werden“ u. Es ist ja bekannt, daß die große Menge der „Gebildeten“ lieber die Commentare zu Goethes Werken liest als die Goethischen Werke selbst, lieber die Briefe Goethes, in welchen er sich etwa ein neues Staatskleid bestellt oder eine Theaterprobe absagt, als die Commentare zu seinen Werken, lieber sein Autograph sieht als seine Briefe liest, am liebsten aber sein Haus besucht und sich sonst nur mit Klatschgeschichten aus seinem Leben beschäftigt. Dagegen hielt ein geistreicher Dichter den Atheismus deshalb für das feinste Compliment gegenüber dem Schöpfer, weil er am klarsten beweise, wie wundervoll seine Werke seien müßten, die den Schöpfer selbst entbehrlich erscheinen ließen; und mehr als ein leidlicher Kritiker ist schon auf den Gedanken verfallen, daß der Dichter aus seinen Kunstwerken allein zu erkennen sei, daß diese allein überhaupt das Publicum etwas angingen. Von einer andern Seite her, aus einer Erörterung einer bestimmten Kunstart heraus, „tiefste und instructivste Blicke in die Dichterseele“ thun zu wollen, ist zwar kein verbotenes und auch kein gefährliches Unternehmen, aber es ist auch nicht viel werthvoller als die Untersuchung, inwiefern Karl der Große sich von der Apfelhölke Meyer unterschied. Warum? Es führt zu gar keinem, oder zu einem höchst trivialen Resultat. Die Dichterseele, welche vom essaylesenden Publicum zu durchschauen ist, verlohnt es nicht der Mühe im Schaffen unter das Mikroskop zu nehmen, die wahre Dichterseele aber ist beim Schaffen gar nicht zu beobachten; sie arbeitet im Wahnsinn Apollons, unter dem Antrieb des Dämon, ohne welchen es keinen Künstler giebt, sondern nur handwerksmäßige Männer.

Wir haben aber diese eine Bemerkung aus dem Haufen halbwarer, überflüssiger und völlig verkehrter Sätze herausgegriffen, weil sie uns geradeswegs auf den Kernpunkt dessen führt, was wir sagen wollen.

Mit einer erstaunlichen Naivetät hat Spielhagen in dieser Bemerkung wie in seinem ganzen Aufsatz den Mantel von den eignen Schultern gezogen und das, was seine Leser aus seinen Werken schließen könnten, ad oculos demonstrirt, nämlich die eigne dürftige Struktur. Es ist nicht ganz ohne mit der „approximativen Congruenz“ des Dichters und seiner Helden.

In dem Aufsatz über den Ich-Roman also ist jenes Schopenhauersche Gedankenminimum folgendes. Homer hatte gut dichten. Er war das Organ und der Herold eines dichterischen Volkes, und er hatte das stolze Gefühl, nichts zu Grenzbotten IV. 1881.

singen, als was sein Publicum hören wollte. Sein Denken, Fühlen, Schauen war das Denken, Fühlen, Schauen seines Volkes, der harmonisch geordneten, übersichtlichen, schönen griechischen Welt. Dagegen ist der moderne Dichter übel daran, „er, der Arme, der immer durch zwei Brillen sehen muß, von denen die eine jedem seiner Zeit- und Volksgenossen paßt, während durch die andre nur er sehen kann.“

Zunächst sei hier beiläufig gefragt, wie Spielhagen sich darauf einlassen konnte, stets von homerischen Dichtern zu reden anstatt von Homer? Für den Archäologen mögen derartige Dinge gut sein, dem Philologen mag es gestattet sein, die wissenschaftliche Forschung bis zu der Entdeckung zu treiben, daß Homer nicht existirt habe, daß Ilias und Odyssee Compilationen seien. Es ist dies das alte Lied: Der Professor ist eine Person, Gott ist keine. Aber dem, der selbst ein Dichter sein will, steht das nicht hübsch zu Gesicht. Was würde Spielhagen antworten, wenn man ihn fragte, ob er die „Problematischen“ allein geschrieben habe? Würde er es nicht übel nehmen, wenn jemand voraussetzte, ein Bureau von jungen Leuten schriebe seine Romane? Würde er nicht denken: Du mußt ein schwaches Schönheitsgefühl haben, wenn du nicht merkst, daß eine und dieselbe Hand den Anfang und das Ende schuf? Und nun will er dem Vater Homer weigern, was er sicher für sich selbst in Anspruch nehmen wird: die Originalität, die Individualität, den Dichter als Person?

Doch zur Sache. Spielhagen ist der Meinung, der moderne Dichter müsse durch zwei Brillen sehen, eine Volksbrille und eine, welche nur für ihn passe. Wenn die Sache nicht so herzlich dumm wäre, könnte man sie wahrhaftig erwünscht gescheidt nennen. Ist Spielhagen etwa der Meinung, auch der Maler müsse durch zwei Brillen sehen, eine, durch welche das Volk die Bilder sehe, eine andre, durch welche er selbst sie betrachte? Ist er der Ansicht, der Bildhauer schaffe Statuen mit Hilfe zweier Brillen, die eine dem Volke, die andre ihm selber passend? Oder der Architekt baue Häuser mit Hilfe zweier Brillen, deren eine das Haus zeige, worin das Volk, die andre aber das Haus, worin er selbst gern wohnte? Oder der Componist schaffe mit zwei Brillen, deren eine, die Volksbrille, solche Noten erkennen lasse, welche das Volk, die andre aber solche, welche er selber liebt? Hat er wohl einmal bedacht, daß es überhaupt keine Künste giebt, sondern nur eine Kunst? Und weiß er, daß die Kunst der Cultus des Schönen, das Schöne aber nur sich selber gleich, unveränderlich und immer dasselbe ist? Hat er bedacht, daß der Künstler der Priester des Schönen, daß er im Dienste einer Gottheit ist? Daß das Volk aber durch ihn mit dem Ewigen, mit dem Schönen bekannt gemacht werden soll?

Und weiter: Die griechische Welt soll so harmonisch gefügt gewesen sein, daß keine zwei Brillen nöthig waren; sie war übersichtlich, war verständlich für den Dichter. Jetzt ist sie nicht mehr übersichtlich, nicht mehr harmonisch, der Dichter ist nicht mehr der Herold seines Volkes. Mit einem Worte, wie wir

schon sagten: Die Welt ist in der letzten Zeit dem lieben Gott über den Kopf hinaus gewachsen.

Es ist geradezu spaßhaft. Spielhagen, der große Spielhagen, mischt sich, berauscht vom Liede Homers, unter die Gerstenbrod und Zwiebeln kauende Menge auf dem Markte, und er glaubt gleich ihr, daß der Sänger nur geschehene Thaten verkünde. Er merkt nicht, daß es das Auge des Dichters ist, welches die Welt als eine herrliche und harmonische sieht, sondern er glaubt gleich dem Volke, daß der Krieg um Troja selbst und daß die Welt der homerischen Helden selbst herrlich und harmonisch gewesen sei.

Sehen wir die Sache doch einmal näher an. Glaubte Spielhagen wirklich, die Griechen wären ein dichterisches Volk und ein so dichterisches gewesen, daß sie gewissermaßen alle Homere waren, daß „die homerischen Dichter“ inter pares sangen? Er sagt es mit dürren Worten. Er schreibt: „Bei dem Dichter der Homerischen Zeit kann von einer Welt- und Lebensanschauung, die nur ihm eignete, nicht die Rede sein; er ist, wie ich es an einer andern Stelle ausgedrückt habe, nicht sowohl der dichterische Mund seines Volkes als der Mund seines dichterischen Volkes.“

Nun, dies Volk muß sich sehr in seiner Qualität verringert haben von Homer bis zur Zeit des Perikles. Denn damals, in dieser angenommenen Blütezeit, klagten die Redner über den Qualm aus groben Mäulern, welcher die Tribüne unwolke, und die Dichter Aristophanes, Sophokles, Euripides, die Denker Sokrates, Platon und Aristoteles hatten keine hohe Meinung von der Bildung des wackern athenaischen Bürgers.

Aber die Bemerkung ist doch listiger als man denkt. Denn wenn jetzt Spielhagen und seine Ebenbürtigen sich nicht mehr „auskennen“ in ihrem Volke, so haben nicht sie die Schuld, sondern das Volk hat sie, welches nicht so dichterisch ist, wie die Griechen es waren. Deshalb nehmen diese Herren zwei Brillen und richten das Schöne, welches sie durch die ihnen passende sehen, so zu, daß es einigermaßen dem Sammerbilde gleicht, welches die Volksbrille verlangt.

Aber nein, so ist es doch nicht! Auch das Volk ist nicht so ganz schlecht, und schließlich hat in allem Ernste Gott-Vater die Schuld — wenn Schuld überhaupt vorliegt —, daß die Welt gar so verzwickt ist. Denn — und hier bekommt Bismarck sein Theil — „ist es nicht schon vorgekommen, daß Menschen, in deren Adern kein Tropfen vom Blute des melancholischen Danenprinzen rollt, die man ihrem Wesen nach als die wahren Antipoden von Apollos Söhnen ansprechen muß (?), die ganz und gar auf die nüchtern-praktische Erfassung des Lebens und auf das thatkräftige Wirken in diesem Leben gestellt sind, die auch, in klarem Verständniß ihres Wesens, ihr Denken, Sinnen, Trachten, ihre hohe Begabung, ihre stolze Kraft von früh an dem Gemeinwohl weihen und sich zukehrt, indem sie dies Gemeinwohl (Himmel, gib uns Kraft, dieser Phrase nachzugehen!) unablässig zu fördern bemüht waren und vielleicht (!) auch förderten und langgehegte Träume und Wünsche der Nation realisirten, als die Verkor-

perung des Nationalwillens fühlten und fühlen durften — daß, sage ich, diese hochbegünstigten, prädestinirten Menschen am Ende ihrer stolzen Laufbahn über den Mangel des Verständnisses klagen, den sie bei ihren Zeitgenossen auf Tritt und Schritt zu befahren haben? von der unverständigen Gegenwart wieder und wieder an eine verständnißvollere Zukunft appelliren? und so vor eine Aufgabe gerathen, welche eine bedenkliche Aehnlichkeit mit der Quadratur des Kreises hat: das Gemeinwohl des Volkes gegen den Willen der Hälfte des Volkes schaffen zu sollen? Cäsarenwahnsinn! zeterer der Haß der einen, incommensurables Genie! jauchzt die Gunst der andern Partei. Auf welcher Seite ist das Recht? Entscheiden kann es von den Lebenden niemand, die ehrlichen Hasser so wenig wie die ehrlichen Bewunderer und am wenigsten das Geschmeiß der Schmarotzer, das in der allmächtigen Sonne sein elendes ephemeres Dasein fristet; und nur eins ist sicher, daß diese modernen Heroen inmitten ihrer Satellitenschaaren zur tiefsten Einsamkeit verurtheilt sind, die darum nicht weniger schmerzlich von ihnen empfunden wird, weil die unersättliche Ruhmgier sich in den Mantel der Menschenverachtung hüllt.“

Da haben wir's. Die moderne Welt ist so verzwickelt, daß sich die Besten nicht mehr in ihr zurecht finden. Das ist wieder ganz der alte, ehrliche Spielhagen der problematischen Naturen, der später in Reih und Glied Confusion anrichtete. Gute Leute, aber schlechte Musikanten, die Herren Spielhagen und Genossen!

Es ist ja gut und schön, wenn der Dichter über den Zwiespalt in der Welt klagt, wenn seiner Leier Saiten zu dem Liede ertönen, welches schon an den Wasserbächen Babylons erklang. Wenn er die Herzen rühren will, muß er das Rührende singen, den Untergang des Guten, die Qual des Bösen, den Zweifel des Strebenden, das Ideal im Kampfe mit der rauhen Wirklichkeit. „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergeh'n.“ Aber das Untergegangene muß dem Phönix gleich sein, der sich aus der Asche erhebt, es muß zum unsterblichen Leben erblühen durch seinen Untergang. Das ist die Grundbedingung des tragischen Dichterwerkes.

Der Dichter muß den Zwiespalt im eignen Busen überwunden haben und zu einer harmonischen Weltanschauung hindurchgedrungen sein. Er darf mit dem Zweifel, dem Leid, mit dem Untergang nur spielen, er muß von höherer Warte herab dem Weinenden mit sicherer Hand den Ausgang aus dem Wirrsal zeigen. Wenn er das nicht kann, wenn er nicht seine Zeit und ihre Wehen überblicken und sie sich erklären kann, so soll er sich mit kleinen Aufgaben begnügen und weltbewegende Fragen aus dem Spiele lassen. Die Unsterblichkeit lohnt ihm nicht, sie ist allein der Wahrheit beigelegt, und die Wahrheit ist rein, klar und sieghaft leuchtend.

Weil er eine große Weltanschauung hatte, darum lebt Homer heute noch, und die Dichter von heute, welche eine große Weltanschauung haben, werden so lange leben wie er.